Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 36 (1910)
Heft: 39

Artikel: Frauen als Richter
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-443317

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Herbstklage eines Familienvaters.

Jetzt geht es schon ziemlich abwärts mit dem Jahre, die Tage und die Einnahmen werden kürzer, die Nächte und Gesichter aber immer länger. So ein Jahr ist wie ein Abreißkalender, der jedermann zur Jahreswende geschenkt wird. Wie das Laub im Winde, fliegen nach und nach die Blätter herunter und kommen nicht wieder; es ist aber auch kein Wunder, die Menschen reißen sich ja selber die Jahre, Monate und Tage herunter.

So ist es leider und nicht anders! Wer es aber nicht selbst tut, dem besorgt es seine Alte in treuer Gemeinschaft mit der lieben Nachkommenschaft. Ich kann nämlich ein richtiges Beispiel von Exempel geben.

Da hat vor einiger Zeit eine amerikanische Zeitung einen Preis von tausend Dollars ausgesetzt für den nachweisbar tadellosesten Muster-Ehemann.

Natürlich hat mich die Sache, bei meiner bescheidenen Selbsterkenntnis ungemein intressiert, ich habe die Nummer mit dem Preisausschreiben meiner Gattin vorgelesen und mit meiner bekannten zeitweisen Liebenswürdigkeit zu ihr gesagt: So, liebes Fraueli, jetzt setze Dich hin und schreibe genau auf, was ich Dir diktieren werde. Aber oha! Da bin ich schön angekommen. Wissen Sie, was sie darauf antwortete? — „Was? Du willst mir diktieren, bin ich etwa Deine Schreibmaschinen-Mamsell? Du hast mir gar nichts zu diktieren! Wenns etwas zu diktieren gibt, dann tu ich es, verstehst Du mich!?" — Jawohl, so hat sie höchst eigenmündig gesagt, und wenn meine Herzgepoppelte ihre Rede mit: Verstehst Du mich? beschließt, so steht das so fest wie der Montblanc oder wie die Einbildung und der Größenwahn gewisser Parteiführer. Da blieb mir also nichts anderes übrig, als selber die Sache anhand zu nehmen, um von mir eine Schilderung als Musterehemann aufzusetzen, dann von meiner Jüngsten abschreiben lassen und an die betr. Redaktion zu senden.

Bei dieser Selbstschilderung habe ich nun gar nicht viel übertrieben, höchstens daß ich einige meiner Untugenden verschwieg, hingegen habe ich mir so zirka ein halbes Dutzend Männertugenden angedichtet, was ja im Allgemeinen sozusagen eine poetische Lizens ist, die sich gewohntermaßen jeder Schriftsteller herausnehmen darf.

Nun übergab ich dieses literarische Opus samt Frankomarken meinem Töchterchen mit der Weisung, nachdem es den Brief sauber abgeschrieben, in den Briefkasten zu werfen. Dabei versprach ich ihm: falls ich den Preis bekomme, sollst du ein Weihnachtsgeschenk von mir kriegen, das sich gewaschen hat.

Befriedigt über meine Leistung, trank ich dann in meiner Stammkneipe einige Schöpplein und rechnete dabei im Geiste aus, was ich alles für die tausend Dollars anschaffen werde.

Nachdem ich wieder halbselig heimkam und meine Kleine fragte, ob alles richtig besorgt sei, gesteht mir das Kind, daß die Mutter dazu kam und mein so ideal aufgesetztes Konzept in tausend Fetzen zerriß. Dafür aber zwei andere Briefe schreiben ließ, von welchen aber nur der zweite abgeschickt wurde. Mein Gövlein hat mich denn auch die beiden Originale lesen lassen. Das Erste lautete folgendermaßen:

Hochgeöhrte Redaxiohn!

Um ihnen reinen Wein einzuschänken, will ich ihnen Nur melten, das mein Ehegatte Eusebius Duckdich, mit ahlem Neschbekt zu melten, ein unverbesserlicher Bummler, ein tagediebender Jaßbruder, ein Verschwender, ein nodorischer Trinker und bockbeinigter Nechthaber, der allen Schürzen nachläuft, kurz mit einem Worte, ein Scheusal von einem Ehemann ist, usw.

Hochachtungsfol

Aurora Duckdich.

Später hat sie sich aber jedenfalls die Geschichte überlegt. Die Aussicht auf die tausend Dollars hat ihr doch in die Nase gestochen. So lautete denn die zweite, nur zu sehr verbesserte Auflage des Briefes ganz anders und zwar: „Mein lieber Gatte ist das reine Vorbild für alle andern Ehemänner, er ist unter Brüdern Ihre tausend Dollars wert. Er trinkt nicht, raucht nicht, spielt nicht. Er ist jeden Abend daheim, behandelt mich und die Kinder mit zartester Rücksicht, gibt mir mehr Geld als ich brauche, liebt mich unbändig und ist, obwohl ich noch sehr hübsch bin, gar nicht eifersüchtig, kurzum, ein Ideal" etc. etc.

Natürlich bin ich daraufhin nicht preisgekrönt worden, denn die Preisrichter sagten sich jedenfalls: „So einen Mann gibts ja gar nicht, oder er ist jedenfalls ein Schlappschwanz."

Der Brief hat aber doch ein Gutes gehabt. Jedesmal wenn meine Frau mit mir anbinden will, halte ich ihr ihren eigenhändigen Brief vor, in welchem sie mich als Mustergatten schildert. Und so bekommt jede Schattenseite auch ihre Lichter.

1444 Ein Bettag 1910

Bei Nänikon im alten Zürichkrieg
Da ward der Schweizer Name arg berüchtigt,
Doch ist der grenzenlosen Feigheit Sieg
Bei unserm jungen Volk schon ganz verflüchtigt,
Denn leider ist es in „Geschichte" schwach,
Kennt nicht: „O Griffensee, ruch ist din Rach!"

Wo auf der Blutwies' dort die Tapfern all'
Gemordet wurden ihrer zweiundsechzig —
Der gute Schweizername kam zu Fall
Durch Wütrich Ital Reding niederträchtig!
Wildhans von Landenberg! Du tapf'rer Held
Mit deinem Blut geheiligt ist dies Feld!

Holzach von Menzingen entrüstet rief:
„Sie taten ihre Pflicht, die tapfern Mannen,
So schont unschuldig Blut!" — doch nahm's ihm schief
Der Wüterich, mit großer Mehrheit sannen
Die Eidgenossen nur auf Brudermord:
Die Glatt wäscht nie hinweg das harte Wort! . . .

Drauf gingen Alle mannhaft in den Tod
Dem mutig sie schon oft ins Auge schauten,
Vergeblich sie — nach der Belag'rung Not —
Der Großmut vor der Tapferkeit vertrauten.
Blutwiese du, beim Städtchen Greifensee
Dort rötet seither immer sich der Schnee! . . .

Auf diesem Boden habt ihr euch erkühnt —
Tätschschießen, Tanz und Sarrasani-Possen
Und Münch'ner Fest zu treiben, habt entsühnt
Den alten Frevel — junge Eidgenossen!
Sagt an, ihr Jungen dann: Worin besteht
Vor altem Heldenmut die Pietät? . . .

Der Vorgang ruft in uns die Mahnung wach:
Studiert — ihr Jungen — uns'res Lands Geschichte,
Das ist fürs Militär ein heilsam' Fach,
Studiert's in Prosa und auch im Gedichte!
Dann wächst in euch auch feste Schweizertreu'
Und vor der Tapferkeit die heil'ge Scheu! . . .

Arnold Schick.

Frauen als Richter.

Fax.

Ganz ausnahmsweis die Advokaten
Die waren einmal wohl beraten,
Sie gaben Samstags dort in Genf
Zum Weib als Richter ihren Senf.

Recht konnte Niemand sich erwärmen
Als Richter jetzt das Weib zu schermen,
Denn Haß und Liebe bis zum Tod
Bringt die Gerechtigkeit in Not.

Nicht Weibes Tugend ist's, zu streiten
Für strenge Unparteilichkeiten,
Zudem ist sie — stellt euch nur vor —
Bedenklich geistig inferior!

Drum lob' auch ich hier unsern Schiller,
Er weist Frau Meyer und Frau Müller
Den Hausstand zur Domäne an
Den Rest besorgt dann schon der Mann.

Die zücht'ge Hausfrau drinnen waltet,
Daß Lieb' und Ordnung nicht veraltet,
Sie herrschet weis' in ihrem Kreis
Mit einer Hand voll Besenreis! . . .

Sie lehrt die Mädchen, wehrt den Knaben,
Schafft, daß sie ganze Kleider haben,
Und auch der Mann — wenn mißvergnügt —
Noch was Gescheids zu essen kriegt! . . .

Doch wenn dereinst die Suffrageten
Uns nicht mehr kochen, flicken, betten
Steht's mit dem menschlichen Geschlecht
Auf Erden ganz bedenklich schlecht.

Indessen sie das Recht uns beugen
Muß dann der Mann die Kinder säugen,
Er strickt die Strümpfe, kocht Kaffee —
Sie sorgt für Staates Wohl und Weh.

Das Weib gebietet dann hienieden
Noch einzig über Krieg und Frieden,
Divisionärin lenkt die Schlacht,
Der Mann zu Haus das Feuer macht.

Von jeden Staates-Funktionen
Sei los das Weib in allen Zonen,
Denn schlecht hat es sich nur bewährt —
Wie uns die letzte Strophe lehrt:

Beim Einen laßt es denn bewenden
— Es schadet g'nug an allen Enden: —
Die Toilette, Kleidertracht —
Der Staat, den's Weib bis jetzt gemacht!

Der Floh ist los.

Iwis.

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Biß,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken
Das ist der Floh jetzt in Paris.
Er hüpft in munterem Bewegen
Herum auf der Pariserin;
Und tut sie auch die Finger regen,
Stets neue Flöhe kommen hin.
Ja, wehe, wenn in solchen Massen,
In solcher ungeheurer Zahl
Die roten Flöhe losgelassen,
Dann wird das Leben voller Qual!
Da tun die Weiber sich erhitzen
Und kommen in Verzweiflung schier,
Noch zuckend, mit den Fingerspitzen
Zerdrücken sie das rote Tier.
Doch ach, umsonst ist alles Jagen,
Die Zahl der Flöhe ist zu groß,
Es weicht der Mensch vor diesen Plagen
Jetzt aus den Häusern — hoffnungslos!

Rote und grüne Radler.

Erst traten die „Roten" ins Leben,
Das hat schon manchen gerührt.
Nun solls auch noch „Grüne" geben . .
Wohin das wohl noch führt?
Einst hielt man sich für geadelt,
Wenn man per Zweirad fuhr.
Doch von allem was heute noch wadelt,
Fühlt keiner davon mehr die Spur.
Als erstmals erschienen die „Roten",
Da rief der Dienstmännerchor:
„Der Unfug werde verboten!"
Doch leider kams nicht vor.
Und heut, wo die „Grünen" erscheinen,
Sind auch die „Roten" dabei;
Sie fluchen und möchten weinen,
Doch die Sache bleibt einerlei.
Sie können nur zusehn und staunen,
Und lange wirds nicht gehn,
So kommen die „Gelben" und „Braunen"
Und so weiter, man wird schon sehn.

Monarchen-Reisen.

Die Monarchen reisen jetzt
Um die halbe Erden,
Mit Ballons, mit Schiff und Bahn,
Autos, Eseln, Pferden.
Belgiens Königsparchen packt
Seine Siebensachen,
's tät der Mintje mit dem Kind
Ein Visitchen machen.

Und der Willem seinerseits
Wird nach Belgien kommen;
Ein grandioser Reiseplan
Ist im Sohn erglommen,
Denn zu einer Indienfahrt
Tut er sich bereiten,
Bis nach Ceylon wird die Frau
Ihn am Händchen leiten.

Durch Sibirien geht's zurück,
Na! ein nettes Reischen,
Papa zahlt vom höheren G'halt
Ihm das Billetpreischen.
Zar und Frau und Kinderschar
Weilt in deutschen Zonen,
Wo sie minder zittrig sind
Vor den blauen Bohnen.

Montenegro-Danilo
Will zum Türken wallen
Mög ihm die Vielweiberei
Nicht zu sehr gefallen!
Fallières in Savoyen war,
Wandern will ein jeder,
Denn die Reisewut fährt auch
In fürstliche Sitzleder.

Lux.

Aus der Schule.

Der Lehrer hat viel erzählt von der Seligkeit des Schenkens und ist zum Resultat gekommen, daß jener Mensch der beste wäre, der den ganzen Tag, vom Morgen bis zum Abend, nichts tun würde, als nur immer schenken. Nun will er wissen, ob er auch recht verstanden worden ist und fragt einen seiner Schüler: „Nun, wer ist also der beste Mensch auf der Welt?"

„Der Schenkkellner, Herr Lehrer."